



Ein Foto aus längst vergangenen Tagen. Ein Lesesaal der Universitätsbibliothek in Oslo um das Jahr 1905, zu einer Zeit, als die Bibliotheken gerade den Weg zur modernen Gebrauchsbibliothek eingeschlagen haben. Foto: Nasjonalbiblioteket

Henning Bleyl

Ich bin eine Bibliothek, verändert mich!

Gedanken zur wechselnden Identität einer uralten Institution

Stecken Bibliotheken tatsächlich in einer Legitimierungskrise? Ein Text über die Identitäts-Problematik von Bibliotheken könnte es sich einfach machen und schlicht auf die Statistik verweisen. Die zehn Millionen Menschen, die in Deutschland derzeit aktiv Bibliotheken nutzen, werden nicht irren: Sie wollen und suchen offensichtlich etwas, das sie in den diversen Sorten von Bibliotheken auch finden. Und diese erfolgreich Suchenden stellen trotz aller Umwälzungen in der Wissenswelt eine relativ stabile Größenordnung dar, sogar mit Vermehrungspotenzial – allerdings nicht als Entleiher, sondern als Besucher. Und perspektivisch als Mitgestalter. Irgendwann sogar als »Ko-Bibliothekare«?

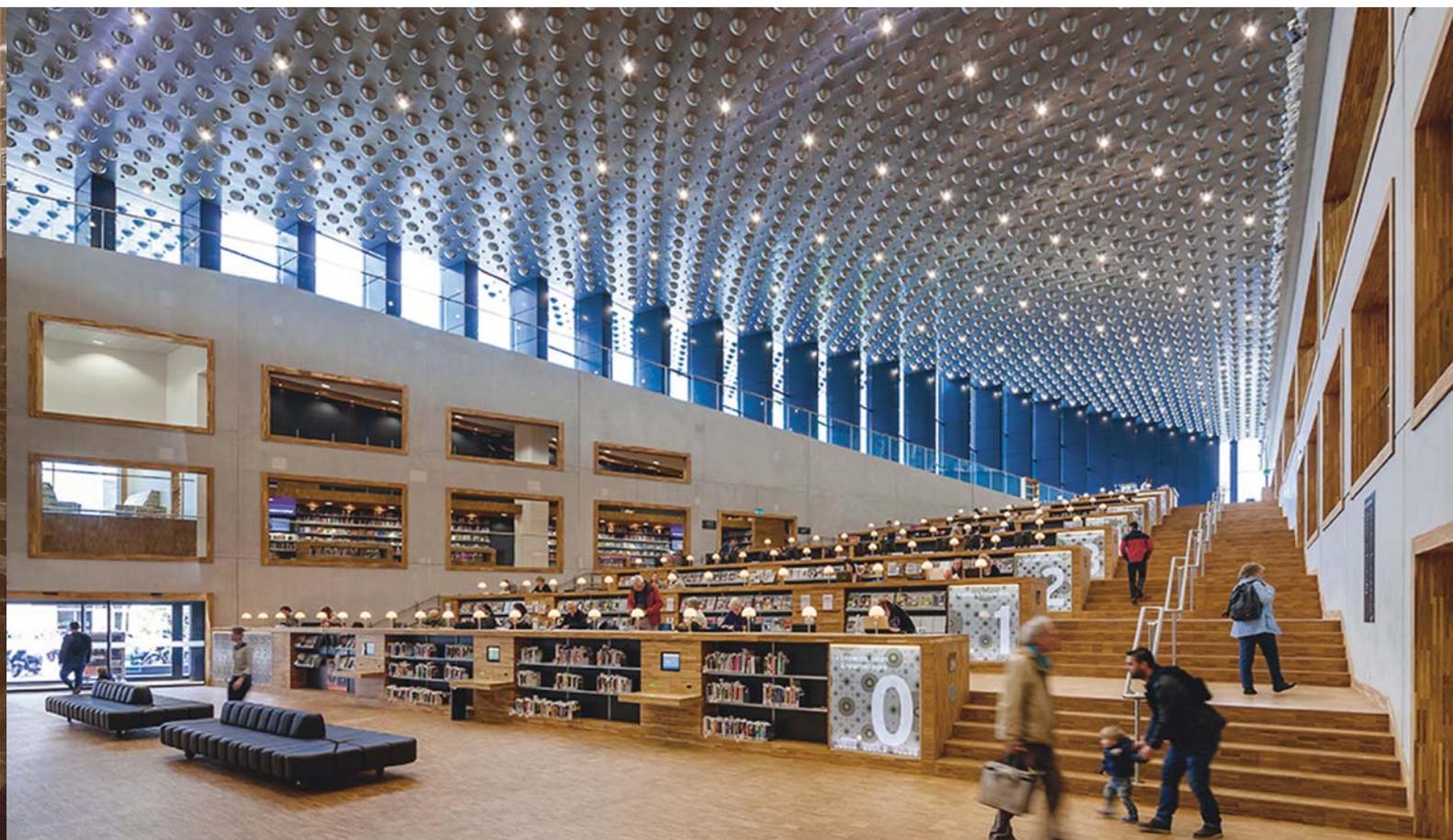
»Never change a winning institution« wäre also gerade der falsche Schluss, der aus erfreulichen Statistiken zu ziehen ist. Denn die Nutzungszahlen wären nicht so, wenn die Bibliotheken ihr Rollenverständnis nicht so aktiv weiterentwickelten und veränderten, wie sie es zum überwiegenden Teil seit geraumer Zeit tun. Zugleich stehen sie allerdings in dezidiert konservativen Traditionen, sind Institutionen mit hoher Beharrungskraft.

Das macht die Frage der Identität so spannungsreich – nicht zuletzt für die BibliothekarInnen selbst.

Eines ist sicher: Die Bibliothek ist eine Institution im Identitätswandel. Das war sie auch schon, als man sie noch primär als Medienspeicher begriff. Denn die Sammlung von Wissen ist nicht nur mit Erkenntnis-, sondern auch mit Machtinteressen verbunden – die sich auf einer politischen Bewertungsskala zwischen demo- und autokratisch beinahe beliebig orientieren können.

Schon der vielfach mystifizierte Urort bibliothekarischer Arbeit, Alexandria, war Hort kolonialer Politik. Alexander der Große gründete die Stadt als griechisch-mazedonischen Brückenkopf in Nordostafrika. Sein General Ptolemäus ließ die Universalbibliothek als Teil einer dynastischen Kulturpolitik anlegen – übrigens mit einem erheblichen Anteil an Raubgut. Hauptsache, die Sammlung wuchs.

Das ist lange her. Und trotz der grassierenden Geschichtsnostalgie wird heute niemand mehr behaupten, dass Palast-Bibliotheken mit okkupativ-politischen Zielsetzungen und aggressiven Erwerbspraktiken, wie sie auch der antiken Konkurrenz einrichtung in Pergamon zu eigen waren, Vorbildcharakter



Hell, freundlich, im Mittelpunkt der Gemeinde: Das Het Eemhuis im niederländischen Amersfoort vereint Bibliothek, Museum, Kunstschule, Archiv und Restaurant. Die Bibliothek als physischer Raum gewinnt an Bedeutung. Foto: scagliolabrakkee ©neutelings riedijk architecten

haben. Dennoch ist eine gewisse Dekonstruktion des antiken Bibliotheks-Mythos erforderlich, um zu demonstrieren, dass Wissensaufbewahrung noch nie, und wenn, nur Wenigen, als ausschließlicher und edler Selbstzweck galt. Hinzu kommt: Wissensspeicher können zugleich der Wissensverhinderung dienen: Umberto Ecos »Der Name der Rose« wirft ein Schlaglicht auf die Bibliothek als Buch-Gefängnis, die Inhalte unter allen Umständen von ihrer Verbreitung abzuhalten hat – notfalls unter Selbstaufopferung des Bibliothekars ...

Heutige Bibliotheksarbeit leitet ihren Grundauftrag unmittelbar aus dem Grundgesetz ab: Aus der Selbstverpflichtung des Staates, seiner Bevölkerung zu ermöglichen, sich aus »allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten« (Artikel 5.1 GG). Damit unterscheidet sich die moderne Öffentliche Bibliothek (ÖB) prinzipiell nicht nur von ihren antiken Ikonen, sondern von ihren direkteren Vorgängermodellen, der fürstlichen oder klösterlichen Büchersammlung, die nur wenigen zur Verfügung stand – und so der elitären Herrschaftssicherung per Informationsvorsprunge diente.

Als kommunale Bibliothek unterscheidet sich die ÖB natürlich auch von ihren eigenen unmittelbaren Ursprüngen: Etwa, so das der Fall ist, der ehrwürdigen Ratsbibliothek, auf die gegebenenfalls mit viel Stolz verwiesen wird – eine sehr zugangsbeschränkte Einrichtung der Oligarchi. Die Identitätsgeschichte von Bibliotheken weist also einen gewaltigen Paradigmenwechsel auf: weg von der Schaffung von Herrschaftswissen, hin zum Ziel der Informationsverbreitung.

Aarhus paart die angestrebte digitale Dominanz seines Angebots mit dezidiert physischen Angeboten, mit dem Ambiente eines Indoor-Tummelplatzes.

Die demokratische Grundfunktion Öffentlicher Bibliotheken ist zurzeit offensichtlicher denn je, zugleich ihre Bedeutung als frei zugänglicher physischer Raum: Wer fake news fürchtet, muss Bibliotheken fördern. Und wer Integration von Zuwandernden möchte, muss Bibliotheken in die Lage versetzen, ihre Potenziale als schwellenarme Bildungsorte noch stärker ins Spiel zu bringen.

Dieser Bedarf gilt ebenso für die »biodeutsche« Bevölkerung. Denn neben der sozialen Spaltung der Gesellschaft gibt es längst die digitale, die zumeist entlang derselben Teilhabe-Trennlinien verläuft. Hinzu kommen generationelle Gegensätze. Das bedeutet: Die elementare Aufgabe von Bibliotheken, Zugang zu Informationen und Wissen für alle zu ermöglichen, gewinnt in der digitalen Welt neue Dimensionen. Ebenso dringend, wie unser Land Zuwanderung benötigt, brauchen wir Öffentliche Bibliotheken – um eine Wissensgesellschaft zu werden, die der sozialen und digitalen Spaltung entgegenwirkt.

Wie aber geht die Entwicklung der Bibliothek nun weiter? Langt »irgendwie offen, irgendwas mit Medien« als Aufgabenbeschreibung? Werden Bibliotheken schlicht zu kostenfreien »Co-Workingspaces« mit integrierten Datenbanken, in denen Papiermedien mittelfristig nur noch dekorative Funktion haben? Das Dokk1 in Aarhus sieht ein wenig so aus – gesponsert von einer Stiftung, deren Geld aus dem »digital business« stammt. Aber man sollte Papier nicht unterschätzen, weder als Lese-, noch als lesegerät-unabhängiges Speichermedium. Andererseits paart Aarhus die angestrebte

digitale Dominanz seines Angebots mit dezidiert physischen Angeboten, mit dem Ambiente eines Indoor-Tummelplatzes.

Die richtige Balance zwischen digital und analog, zwischen körperlichen und geistigen Bedürfnissen, zwischen Lärm- und Lernräumen, individuellen und kollektiven Bedürfnissen wird jede Bibliothek selbst definieren und immer wieder verändern müssen. Entscheidend wird jedoch etwas Grundsätzlicheres sein: Die Frage, ob und wie die Demokratisierung des bibliothekarischen Selbstverständnisses, wie sie eingangs in der historischen Dimension angedeutet wurde, weitergeht.

Physische Medien verlieren an Bedeutung

Die Konkurrenz durchs Internet erschüttert die Autorität der Institution Bibliothek, nimmt ihr die Nadelöhrposition, stellt also eine enorme Erweiterung der Demokratisierung von Wissen dar. Anders gesagt: Das Internet ist ein Medium, das von BibliothekarInnen statt von Militärs hätte erfunden und gefördert werden sollen. Bekanntlich war das nicht der Fall. Nun aber können und müssen Bibliotheken diese Erschütterung nutzen, um Ballast abzuwerfen.

Der große Trend ist dabei klar: Physische Medien verlieren an Bedeutung, die Bibliothek als physischer Raum hingegen gewinnt rasant an Wichtigkeit. Auch insgesamt verlieren die Medien an Bedeutung: Die Anzahl der virtuellen Entleihungen steigt zwar – aber nicht so stark, dass das den Rückgang der physischen Entleihungen zur Gänze ausgleichen würde. In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der Entleihungen laut Deutscher Bibliotheksstatistik um sechs Millionen zurückgegangen.

Man mag einwenden, dass sich das durch eine Ausweitung des digitalen Entleiheangebots wieder steigern wird. Doch gerade die Wissenschaftlichen Bibliotheken, die in Gegensatz zu den ÖB bereits über die Hälfte ihrer Anschaffungsetats digital konzentrieren, sind für den Entleihrückgang in der Gesamtstatistik ursächlich. Klar ist: Es werden nicht weniger Medien entliehen, weil sich weniger Menschen – sei es physisch oder digital – in die Bibliotheken begeben würden, im Gegenteil: Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Besuche in den Bibliotheken um 20 Millionen, ebenso die Menge der dort angebotenen Veranstaltungen. Deren Zuwachs im Vergleich zu 2007 hat eine Dimension von rund 100 000 Veranstaltungen pro Jahr.

In Bezug auf die schiere Medienmenge haben wir es also, jahrhundertlang undenkbar und noch vor Kurzem von Gehaltseinstufungs-Interdependenzen konterkariert, mit Post-Wachstums-Bibliotheken zu tun, zumindest im Bereich der kommunalen Einrichtungen. Das schafft Luft für ein erweitertes Aufgabenprofil. Die Digitalisierung bedeutet eine physische Entlastung der Bibliotheksräume, die durch eine konsequentere Haltung in Bezug auf die analogen Bestände noch steigerbar ist. Die Hälfte seiner Ausleihen erlebt ein Buch in seinen ersten beiden Bibliotheksjahren. Danach wird es immer ungelesener, also unlebendiger, letztlich tote Materie. Das bedeutet: Bibliotheken – natürlich wiederum nur die kommunalen, die keinen Sammlungsauftrag haben – müssen den Mut aufbringen, ihre Bestände im Zweifelsfall zu verkleinern.

Der Weg weg von der bestands-, hin zur benutzerorientierten Arbeit beinhaltet unabdingbar, dass nicht nur Wissenschaftliche, sondern ebenso Öffentliche Bibliotheken nicht nur auch, sondern gerade auch an Sonntagen geöffnet sind. Genauso wenig, wie Demokratie ausschließlich an (Wahl-)Sonntagen stattfinden sollte, dürfen Bibliotheken in der Werktagsöffnung verharren.

Die arbeitsrechtlichen und finanziellen Schwierigkeiten, mit denen das verknüpft ist, sind bekannt. Dennoch darf man optimistisch sein, dass der Berufsstand der BibliothekarInnen die Fortentwicklung ihrer Institution selbstbewusst in die Hand nimmt – und das heißt: Macht abgibt. Es wäre folgerichtig. Zur Erinnerung: Heute ist das selbsttätige Stöbern der BibliotheksbesucherInnen im Freihandbereich eine absolute Selbstverständlichkeit – doch noch in den 70ern galt nicht wenigen KollegInnen ein ganz anderes Verfahren als angemessen. Sie waren davon überzeugt, dass den Interessenten an der wörtlich zu verstehenden Theke das für passend Gehaltene auszuhändigen sei. Solche gut gemeinte Bevormundung ist heute undenkbar, die freiwillige Beratung umso willkommener.

2040 wird es im Rückblick genauso selbstverständlich sein, dass BibliotheksnutzerInnen mitentschieden haben, wie die Bibliothek gebaut worden ist. Dass sie auch mitentscheiden, wie sich deren Raumprogramm und »Bespielung« immer wieder ändert. Und es wird völlig normal sein, dass die Bibliothek permanent genutzt wird – auch in Abwesenheit von BibliothekarInnen.

Bücherhallen Hamburg wagen Vertrauensversuch

Ein erster Schritt in diese Richtung ist der Vertrauensversuch, der derzeit in Hamburg-Finkenwerder gewagt wird. Jeder, der seine Nutzerkarte durch das Lesegerät neben der Eingangstür zieht und mindestens 18 Jahre alt ist, kann hinein. Auch an Tagen und zu Zeiten, an denen kein Personal vor Ort ist. Da mag man sich misstrauisch fragen: Und was ist, wenn dieser Nutzer dann mit allerlei wieder hinausgeht, das gar nicht für den Leihverkehr vorgesehen ist?

Immerhin 11 000 Medieneinheiten liegen in der kleinen Filiale der Hamburger Bücherhallen bereit, die Nintendo-Spiele werden in der aufsichtsfreien Zeit allerdings weggeschlossen. Das Beispiel Dänemark zeigt schon länger, dass so etwas funktionieren kann. Dort gibt es bereits weit über 500 Öffentliche Bibliotheken, die seit gut zehn Jahren ihre Erfahrungen mit dem offenen Konzept sammeln. Ganz überwiegend sind sie positiv. Nach einem langen Wochenende, berichten die dortigen KollegInnen, sind die Möbel manchmal umgeräumt – aber das nicht unbedingt zum Schlechteren. Als veritable Arbeitsplatzgefährdung wird das dänische 8 Tage/24 Stunden-Modell anscheinend nicht angesehen.

So, wie die kuratorische Macht von Museen schwindet, um Partizipation zu ermöglichen, zum Beispiel in Gestalt der kulturellen Selbstrepräsentation von Minderheiten, ist auch die Allein-Zuständigkeit von BibliothekarInnen für das, was in Bibliotheken geschieht, perspektivisch ein Auslaufmodell. Beim Neubau

der City Library von Helsinki spielten Beteiligungsverfahren, in denen deutlich der Wunsch nach offenen, vielfältig nutzbaren Räumen zum Ausdruck kam, bereits eine wesentliche Rolle.

Der Stadt waren diese Prozesse immerhin 100 000 Euro wert. Heraus kam unter anderem ein kompletter »Do-it-yourself-Floor«, inklusive leerer Räume, also »unprogrammed spaces«. Neben den BibliothekarInnen dürfen sich also auch ArchitektInnen auf kollektive Planungsprozesse einstellen, deren Komplexität nicht zu unterschätzen ist. Architektinnen werden sich übrigens auch fragen müssen, wie stark sie späteren Anpassungen der von ihnen (mit)geschaffenen Räume im Weg stehen wollen, wenn sich die Erfordernisse ändern. Das strikte Beharren auf Urheberrechten hat schon mancher Bibliothek die Einstellung auf neue Aufgaben erschwert.

Raum abgeben, Macht abgeben, Autorität einbüßen

Der Hauptimpuls für eine konsequente weitere Demokratisierung dieser uralten Institution muss freilich von denen ausgehen, deren Expertise, nicht aber Autorität, weiterhin dringend benötigt wird: den BibliothekarInnen. In diesem Prozess werden sie im wörtlichen Sinn zahlreiche Arbeitsplätze verlieren, denn die notwendige Flexibilisierung des Raumprogramms wird vor den Verwaltungstrakten nicht haltmachen. Statt reservierter Areale mit temporärem Leerstand wird es mehr mobile Arbeitsplätze geben, was keineswegs zum Nachteil der MitarbeiterInnen sein muss. In der Bibliothek der TU Delft ist solch ein Modell bereits in der praktischen Erprobung.

Raum abgeben, Macht abgeben, Autorität einbüßen – ist das erstrebenswert? Nicht auf den ersten Blick. Und nur unter der Voraussetzung, dass man den umfassenden Wandel des Berufsbilds BibliothekarIn anerkennt. Der wiederum basiert auf einer grundsätzlichen Orientierung hin zu einer immer demokratischeren Identität; zu einem Selbstverständnis, das die Auflösung der Wissens- und Gestaltungsmonopole nicht als Gefährdung, sondern als Bereicherung ansieht und hier nach einer aktiven Rolle sucht. Der Lohn ist eine attraktive Institution, die Fundamentales zum Funktionieren unserer Gesellschaft beiträgt.



Henning Bleyl ist in Hildesheim ausgebildeter Kulturwissenschaftler und Kulturredakteur. Nach 15 Jahren bei der »tageszeitung« leitet er nun die Heinrich-Böll-Stiftung Bremen. 2014 und 2016 wurde er mit dem Publizistenpreis des Deutschen Bibliotheksverbands ausgezeichnet. Zweimal erhielt er auch den Alternativen Medienpreis, ferner den Dietrich-Oppenberg-Preis der Stiftung Lesen. 2015 wurde Bleyl in die Jury des neu ausgerichteten Bibliothekspreises der VGH-Stiftung berufen.



Bibliothekssoftware aus der Cloud

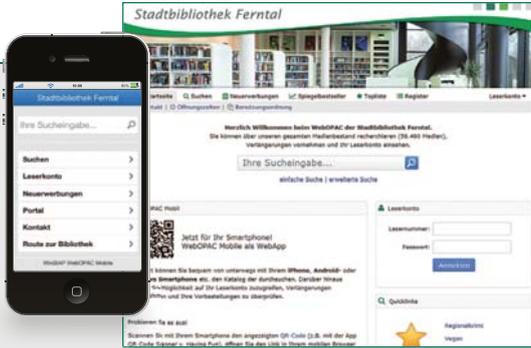



inklusive:

- Bibliotheks-Portal
- WebOPAC XXL

Ihre Vorteile:

- Höchste Datensicherheit
- Jederzeit Zugriff von überall
- Immer auf dem neuesten Stand der Technik
- Kostenloser Support
- Keine Investitions- und Migrationskosten
- Ideal für Bibliotheksverbände, Zweigstellen sowie die Partnerschaft von Bibliothek und Schule





IT-Systeme GmbH & Co. KG

www.datronic.de